

DAS LETZTE TESTAMENT DER HEILIGEN SCHRIFT

**von
JAMES FREY**



HAFFMANS & TOLKEMITT

**DAS
LETZTE
TESTAMENT
DER
HEILIGEN
SCHRIFT**

**von
JAMES FREY**

Haffmans & Tolkemitt

Die Originalausgabe
“The Final Testament of The Holy Bible”
ist zuerst 2011 in der Gagosian Gallery,
New York, erschienen.

© 2011 James Frey

Für die deutsche Ausgabe:

© 2012 Haffmans & Tolkemitt,
Alexanderstraße 7, D-10178 Berlin.

www.haffmans-tolkemitt.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
das Recht der mechanischen,
elektronischen oder fotografischen
Vervielfältigung, der Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen,
des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen,
des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder
Dramatisierung, der Übertragung
durch Rundfunk, Fernsehen oder Video,
auch einzelner Text- und Bildteile.

Umschlag: © Gregory Crewdson,
Courtesy Gagosian Gallery.
Gestaltung & Produktion von Urs Jakob,
Werkstatt im Grünen Winkel in Winterthur.
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten.
Druck & Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm.
Printed in Germany.

E-Book-Konvertierung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-942989-16-9

„Er wird wiederkommen.“

– Apostolisches Glaubensbekenntnis

Dieses Buch entstand in Zusammenarbeit und nach ausführlichen Gesprächen mit der Familie, Freunden und Anhängern von Ben Zion Avrohom, auch genannt Ben Jones, auch genannt der Prophet, auch genannt der Sohn, auch genannt der Messias, auch genannt der Herr.

MARIA MAGDALENA (*Alexa Hennig von Lange*)

CHARLES (*Clemens J. Setz*)

ALEXIS (*Tina Uebel*)

ESTHER (*Zoë Jenny*)

RUTH (*Katja Scholtz*)

JEREMIAS (*Kristof Magnusson*)

ADAM (*Charles Lewinsky*)

MATTHÄUS (*Harry Rowohlt*)

JOHANNES (*Gerd Haffmans*)

LUKAS (*Steffen Jacobs*)

II MARIA MAGDALENA (*Alexa Hennig von Lange*)

MARKUS (*Klaus Modick*)

JUDITH (*Juli Zeh*)

II ESTHER (*Zoë Jenny*)

PETER (*Sven Böttcher*)

III MARIA MAGDALENA (*Alexa Hennig von Lange*)

MARIA MAGDALENA

Er war nichts Besonderes. Einfach ein Weißer.

Ein stinknormaler Weißer. Braune Haare, braune Augen, normal groß und normal schwer. Genau wie die zehn oder zwanzig oder dreißig Millionen anderer weißer Typen in Amerika auch. Wie gesagt: nichts Besonderes.

Zum ersten Mal sah ich ihn, als er den Hausflur runter kam. Gegenüber stand seit einem Jahr eine Wohnung leer. Normalerweise gehen die Wohnungen in unserer Siedlung schnell wieder weg. Die Regierung zahlt was drauf für Leute, die nichts haben – und wissen, dass sich daran nie was ändern wird, auch wenn man uns dauernd was anderes erzählt. Gibt Wartelisten. Werden immer länger. Trotzdem wollte niemand da drüben wohnen. Hatte keinen guten Ruf, die Wohnung. Der Mann, der zuletzt drin gelebt hatte, war durchgedreht. Am Anfang war er noch ganz normal. Verkaufte vor dem Yankee Stadion Souvenirs, hatte eine Frau und zwei kleine Jungs, zwei richtig süße kleine Jungs. Doch plötzlich hörte er Stimmen und solchen Scheiß, fing an von Teufeln und Dämonen zu schwafeln und dass er unsere letzte Rettung ist.

Er verlor seinen Job und fing an, sich komplett weiß zu kleiden, und versuchte, allen auf den Kopf zu tatschen. Ein paarmal kriegte er richtig die Fresse poliert und seine Kirchengemeinde verbot ihm, je wieder aufzukreuzen. Er schrie seine Familie an und ließ die ganze Nacht lang solche Orgelmusik laufen. Verfluchte die Dämonen und flehte den Herrn an. Jaulte rum wie ein Köter. Seine Familie durfte nicht mehr raus. Plötzlich

hörte die Musik auf, dafür fing es an zu riechen und Mami rief die Bullen, und die entdeckten ihn in der Dusche – erhängt. Steckte in einer weißen Kutte, wie so ein Mönch. Baumelte am Elektrokabel. Seine Frau und die Jungs waren an Händen und Füßen mit Klebeband gefesselt und hatten Plastiktüten über den Köpfen. Im Abschiedsbrief stand: Wir sind an einen besseren Ort gegangen. Schätze, der Teufel oder die Dämonen haben ihn geholt oder sein Herr hat ihn verlassen. Oder er hatte einfach keinen Bock mehr. Und kann ja sein, sie haben diesen besseren Ort gefunden. Ich weiß es nicht und werde es vermutlich auch nie erfahren.

War sowieso egal. Jeder wusste von der Sache und niemand wollte da wohnen. Bis auf Ben. Kam mit Rucksack und einem alten Koffer den Hausflur runter und zog einfach ein. Entweder er hatte keinen Schimmer oder ihm war's egal. Zog scheiß nochmal einfach ein.

Er war der einzige Weiße im ganzen Haus. Mal abgesehen von den Juden, denen die Schnaps- und Klamottenläden gehörten, war er der einzige Weiße im ganzen Viertel. Der Rest von uns war durchweg puertoricanisch. Ein paar Dominikaner gab's auch. Und die üblichen schwarzen Old-School-Motherfucker. Alle arm. Und genervt. Alle am Überlegen, wie sie da rauskommen, obwohl's sowieso keinen Ausweg gab. Es war, was es war. Ein beschissenes, amerikanisches Großstadt-Ghetto. Sind überall gleich beschissen. Ben schien das nicht zu stören. Interessierte ihn gar nicht, dass er hier nichts verloren hatte. Er kam und ging. Sprach mit niemandem. Lief die Woche über in so einer Art Polizei-Uniform rum, über die hier jeder lachte. Am Wochenende blieb er die meiste Zeit in seiner Wohnung, außer er ging sich besaufen. Dann sahen wir ihn weggeschossen auf einer der Bänke vorm Haus liegen, gleich neben dem Spielplatz. Oder im Flur mit Kotze auf dem T-Shirt. Einmal kam er Samstag früh nach Hause getaumelt, hatte sich komplett die Hosen voll gemacht und grölte einen zwanzig Jahre alten Rapsong. Mein Bruder und sein Kumpels griffen ihn sich und verarschten ihn, aber er war zu besoffen, um's mitzukriegen. Wir dachten, wir wüssten, warum er hier bei uns wohnte. Warum es ihn nicht kratzte, dass er hier total fehl am Platz war. Wir dachten, sie hätten ihn verjagt, von wo er herkam. Dass er da nicht mehr willkommen war. Und wir hatten recht, seine Leute

hatten ihn scheißenochmal verstoßen. Nur, was die Gründe anging, lagen wir falsch.

Zum ersten Mal unterhielten wir uns im Hausflur. Ungefähr sechs Monate nachdem er eingezogen war. Meine Tochter und ich kamen gerade aus unserer Wohnung, um ein bisschen vorm Haus zu chillen.

Da stand er in Boxer-Shorts und T-Shirt, die Tür offen, das Telefon in der Hand. Meine Tochter war so etwa anderthalb. Gerade dabei, ein paar Worte zu lernen. Sie sagte: Hallo, aber er grüßte nicht zurück. Sie ist wie ihre Mami. Wenn ich jemanden grüße, erwarte ich, dass man mich zurück grüßt. Jeder will das. Ein bisschen Respekt. Als Mensch zur Kenntnis genommen werden. Sie versuchte es noch mal, aber er stand einfach nur da. Also sagte ich: Ey, du Schwanzlutscher, weißt du nicht, dass man als anständiger Nachbar zurück grüßt? Und er guckte gleich ganz nervös und irgendwie verängstigt und sagte: Sorry. Meine Kleine meinte dann noch mal: Hallo, er grüßte zurück, sie lächelte, umarmte sein Bein und er lachte. Ich fragte ihn, was das soll, hier so in Unterhosen im Flur rumzustehen, die Tür offen und das Telefon in der Hand. Er sagte, er wartet auf seinen neuen Fernseher, den er sich im Ausverkauf besorgt hat und der geliefert werden sollte. Ich meinte, Hauptsache er hat ein gutes Schloss, für so einen Fernseher schlitzen sich die Schwanzlutscher hier schon mal gegenseitig auf, ohne Scheiß. Er lächelte nur, immer noch irgendwie nervös, und meinte: Ich glaube, mein Schloss ist okay, aber ich werd's noch mal checken. Das war's. Wir ließen ihn da stehen und auf seinen Fernseher warten.

Ich weiß, dass der verdammte Fernseher ankam. War ja nicht zu überhören. Bang bang bang. Explosionen. Hubschrauber und Flugzeuge. Und er voll am Schreien und Brüllen: Yeah yeah yeah, ich zeig's dir, du Arschloch. Was sagst du nun, du Schwanzlutscher? Machst du dir ins Hemd? Hörte ihn hin und her rennen, hin und her. Kriegte richtig ein bisschen Schiss, weil er genau wie der Verrückte klang, der seine Familie umgebracht hatte, und dachte, ob dieser Ort irgendwie verflucht war. Brachte meinen Bruder dazu, der ein Jahr vor mir die Schule geschmissen hatte und damals noch bei uns war, mal an der Tür zu lauschen. Mein Bruder nahm's ziemlich ernst und drückte sich das Ohr platt, dann kam er wieder und meinte: Okay, das ist richtig Scheiße,

Maria Magdalena, richtig Scheiße, gegenüber sitzt ein Idiot, der Videospiele spielt, ich trommle mal besser ein paar Jungs zusammen und kümmerge mich darum.

Ich lachte, aber ich hätte es gleich wissen müssen.

So läuft's eben im Leben, du liebst die Deinen, traust aber niemandem, der nicht so ist wie du. Wäre ich in eine weiße Gegend gezogen und meine Nachbarn hätten bei mir Maschinengewehrgeballer und Gebrüll gehört, hätte mir gleich eine verschissene Garnison von Cops die Tür eingetreten. So läuft das eben.

Mein Bruder liebte Videospiele. Also hing er von da an den ganzen Tag bei Ben rum. Sie holten sich ein Basketball-Spiel und ein Autorennen, bei dem man Punkte sammelte, indem man so viele Leute wie möglich über den Haufen fuhr. Sie guckten sich die Spiele der Knicks an, tranken Bier und rauchten hin und wieder Gras. Ich warnte meinen Bruder, er soll vorsichtig sein, Weiße sind mit Vorsicht zu genießen, du weißt nie, was die sonst noch so im Schilde führen.

Für mich war klar, alles, was in meinem Leben schief gelaufen war, ging direkt auf das Konto von Weißen, und die meisten von denen sahen ziemlich jüdisch aus. Wegen denen war mein Daddy auch ins Gefängnis gewandert, als ich klein war. Meine Mami hatte fast ihr ganzes Leben für sie geputzt. Meine Lehrer, die alle so taten, als würden sie sich voll um uns sorgen, obwohl sie eigentlich Schiss vor uns hatten und uns wie Tiere behandelten, waren Weiße. Sie sind Cops, Richter, Vermieter, Bürgermeister, die reißen sich einfach alles unter den Nagel. Und nichts davon wollen sie wieder rausrücken oder wenigstens teilen. Die Reichen kümmern sich um die Reichen, damit die reich bleiben. Gleichzeitig quatschen sie davon, dass sie den Armen helfen, aber würden sie das machen, gäbe es nicht so viele von uns. Einen Weißen gegenüber wohnen zu haben, ihn manchmal zu grüßen, ihn beim Besaufen oder beim Rumlaufen in bescheuerten Uniformen mitzukriegen war schlimm genug, aber dass mein Bruder ständig bei dem rumhing, war echt nervig. Ich war mir sicher, das würde voll nach hinten losgehen.

Mein Bruder hatte noch nie auf mich gehört. Nie. Wüsste, er hätte es mal gemacht dann wäre er möglicherweise noch hier. Aber zugegeben, dieses eine Mal lag er richtig und ich lag falsch. Schon bevor Ben überhaupt eine Ahnung hatte, bevor er wurde, was er wurde, war er eigentlich ganz okay. Nicht mehr, nicht weniger, einfach nur ganz okay. Das kriegte ich mit, als mein Bruder mich mal mit zu ihm rüber nahm. Er hatte nämlich keinen Bock mehr, ständig von mir zu hören, dass dieser Weiße kein Umgang für ihn war, also meinte er eines Tages: Entweder du kommst jetzt mit rüber und überzeugst dich, dass er cool ist oder du hältst für immer die Klappe und lässt mich mit ihm abhängen. Ich war keine, die einfach ihre Klappe hielt, abgesehen von ein paar Ausnahmen, also ging ich mit. Nachdem wir uns vergewissert hatten, dass mit Mami soweit alles okay war, gingen wir über den Flur und klopfen an seine Tür und er machte in Boxer-Shorts und einem komplett mit Tomatensauce verschmierten T-Shirt auf, und mein Bruder fing direkt an zu quatschen:

Was geht, Ben?

Ben wischte sich ein paar Fettspritzer aus dem Gesicht.

Was geht, Alberto?

Ich hab meine Schwester Maria Magdalena und ihre Tochter Mercedes dabei.

Ja, hab die beiden schon mal gesehen.

Ben sah mich an.

Wie geht's?

Ich bedachte ihn mit einem eisigen Blick.

Dürfen wir vielleicht mal reinkommen?

Warum nicht?

Er hielt die Tür auf. Trat beiseite. Und wir gingen rein und ich sah mich um.

Fetter Fernseher im Wohnzimmer. Eine abgeschräbbelte, alte Couch mit Brandlöchern, die aussah, wie aus alten Teppichen zusammengeflickt.

Videospiele und Konsolen. Küche war eklig. Pizzakartons. Leere

Suppendosen und Spaghetti, in denen noch Löffel und Gabeln steckten. Volle

Müllsäcke. Ich suchte im Kühlschrank nach was zu trinken, aber da stand nur

Ketchup drin, mehr nicht. Überall roch es nach ranzigem Essen und

abgestandenem Bier. Im Schlafzimmer gab's nur eine Matratze mit Kissen.

Klamotten auf dem Boden. Im Schrank hing seine Uniform, das einzige, was gepflegt aussah. Das Badezimmer, also das Badezimmer, wo der Mann sich erhängt hatte, war genauso ekelig wie die Küche. Flecken in Klo und Waschbecken. Taschentücher quollen aus einem kleinen Mülleimer. Toilettenpapier gab's nicht, und ich bezweifelte, dass er hier jemals geputzt hatte. Es war ekelig, selbst im Vergleich zu dem, was wir hier sonst noch so zu sehen bekamen. Ekelig, aber vor allem traurig. Richtig traurig. Als würde er es irgendwie nicht anders kennen. Als würde er denken, das hier wäre total normal für einen erwachsenen Mann. Als hätte er niemanden, der ihm mal zeigte, wo es langging. Als sei er total einsam. Allein an einem Ort, wo er nichts zu suchen hatte, weil er sonst nirgends hin konnte. Weil er niemanden hatte. Hätte es wen gegeben, hätten die ja mal was unternommen. Sah aber nicht danach aus.

Er war komplett allein. Ich ging zurück ins Wohnzimmer. Bang bang bang. Er und Alberto ballerten auf Nazis, bewarfen sie mit Granaten. Mercedes hockte auf dem Boden, kaute auf ihrer Kuschedecke rum und guckte zu, wie im Fernseher Leute explodierten. Das reichte. Die Welt ist auch so schon krank genug, ohne diese ganzen Ich-tu-mal-so-als-ob-Spiele. Das reicht, sagte ich, und klatschte Alberto auf den Hinterkopf. Er kriegte gleich einen Anfall, von wegen, du wusstest doch was hier läuft, musstest ja nicht mitkommen. Ich sagte: Spielt ein anderes Spiel, eins, wo nicht überall das Blut rumspritzt, und Ben meinte: Wir nehmen das NBA-Spiel, und wechselte die CD. Dabei frage ich ihn, wo er herkommt, und er sagt Brooklyn, und ich frage, ob er da Familie hat, und er sagt Ja. Ich frage, ob er manchmal hinfährt, er meint Nein. Ich frage: Warum nicht, und er meint: Ist eben so. Ich frage ihn: Seit wann schon nicht, und er meint: Schon ewig nicht mehr. Ich frage ihn, wie alt er eigentlich ist, und er meint: Dreißig, ich frage ihn, wo er vorher gewohnt hat, und er meint, da will er nicht drüber reden. Das Ganze machte mich richtig traurig. Ich dachte immer, Weiße haben's gut im Leben. Sogar die Ärmsten haben's besser als ich und alle, die ich kenne. Ging ich einfach von aus. Aber dieser Typ war alles andere als gut dran. Im Gegenteil. Nur er und seine Videospiele und seine eklige Wohnung, in der

keiner wohnen wollte. Ich hatte wenigstens meine Kleine und meine Familie. Ihm ging's so was von viel dreckiger.

Das Videospiel fing an, und ich wollte nur noch weg. Das alles war so was von traurig und deprimierend, also verschwanden Mercedes und ich wieder. Und das war's. Für lange Zeit. Sechs oder neun Monate oder so. Alberto spielte mit Ben Videospiele. Ich traf ihn nur hin und wieder. Tagsüber in seiner Uniform, nachts sturzbetrunken, manchmal in Unterwäsche im Hausflur, wenn er auf eine Pizza wartete. Ich wurde achtzehn. Mit ein paar von meinen Freundinnen aus der Siedlung und welchen, die ich noch aus der Schule kannte, zog ich um die Häuser. Wir waren alle ungefähr gleich alt, fast alle in derselben Lage, kein Abschluss, ein oder zwei Kids, ein paar von uns sogar drei, ein Freund, der sich nie blicken lässt, keine Perspektive, außer den nächsten Tag, die nächste Woche, den nächsten Monat über die Runden zu kommen. Eins von den Mädchen trug gute Klamotten und eine schicke Uhr und roch nach teurem Parfüm und sie erzählte, dass sie als Tänzerin ordentlich Geld machte. Sagte: Musst zwar achtzehn sein, kannst aber drei-, vierhundert, oder vielleicht fünfhundert Mäuse pro Nacht mit Tanzen in Clubs machen. Wir dachten, sie geht anschaffen, aber sie sagte: Nein, sie tanzt nackt auf einer Bühne oder nimmt Männer für einen Lapdance mit ins Hinterzimmer und die geben ihr Cash. Keine große Sache. Die Typen kamen aus Manhattan, erzählten ihren Frauen was von Meetings oder Überstunden oder kamen nach Baseballspielen im Yankee Stadion rüber. Die waren so bescheuert zu glauben, dass du sie ranlässt, und je mehr sie dir die Nummer abnahmen, desto mehr ließen sie springen. Sie sagte, dafür, dass man mit dem Arsch und den Titten weiße Männer frottierte, kam man nicht gerade in den Himmel, aber von uns war sowieso keine eine Heilige, und nach einer heißen Dusche am Ende der Nacht war das alles kein Ding für sie, besonders, weil sie so viel Geld damit machte. Sie meinte, irgendwann würde sie vermutlich wegziehen. In ein Viertel, wo ihre Kids auf eine gute Schule gehen können. Denn obwohl wir alle Schulabbrecher waren, wussten wir, wenn du hier wirklich raus wolltest, musstest du was lernen. Nur bekam das keiner von uns hin.

Am nächsten Tag rief ich meine Freundin an und sie nahm mich mit in den Club. Da traf ich den Manager. Weißer Fettsack aus Westchester. Ich musste mich bis auf Slip und BH ausziehen und für ihn tanzen. Meinen Hintern über seine Weichteile reiben, meinen Titten seine Brust hoch und runter rubbeln und Schweinkram flüstern, den seine Frau ihm niemals ins Ohr gequatscht hätte. Er fing an mich anzugrabbeln und ich wollte wissen, was das soll, und er meinte, er mache mit allen Mädels erst mal eine Probefahrt, bevor er sie raus auf die Rennbahn ließ. Das war so krank. Aber wir brauchten das Geld. Mami konnte nicht mehr arbeiten und was Alberto tat, wusste kein Mensch. Das war so krank. Aber ich ließ ihn. Ich ließ ihn seine Scheißprobefahrt machen. Bis mir kotzübel wurde.

Paar Tage später fing ich an. Es war nicht schwer, musste einfach mein Herz und meine Seele kalt machen. Bisher hatte ich erst mit drei Männern was gehabt. Mit einem als ich zwölf war. Dann mit Mercedes' Papa, mit dem ich ab vierzehn zusammen war, bis er mich mit siebzehn sitzen ließ. Und mit dem Manager. Mal abgesehen vom Manager, hatte ich immer gewartet. Wollte es nur mit Typen machen, die mich aufrichtig liebten. Bei mir war es immer Liebe. Hätte alles für die Typen getan. Hätte für sie getötet oder wäre für sie gestorben. Wäre mit ihnen durchgebrannt. Ich dachte, die fühlen genau wie ich, lieben genau wie ich. Aber Liebe kann nun mal für jeden was anderes bedeuten. Für manche Hass, für manche Freude, für manche Angst, für manche Eifersucht, für manche Folter, für manche Frieden. Für manche ist sie alles. So, wie für mich. Echt alles. Und damit mich ein Mann überhaupt so anfassen durfte oder ich einen Mann so anfasste, musste ich ihn immer lieben. Deshalb machte ich dicht. Verschloss mein Herz. Verdrängte das Ganze. Und ich tanzte und streichelte und flüsterte, machte sie richtig heiß, brachte sie so gut es ging um den Verstand und um alles, was ich kriegen konnte. Was sie nicht wussten, sie kriegten noch zu viel von mir. Eine Dusche am Ende der Nacht war nicht genug. Nicht mal annähernd. Das brachte gar nichts. Ich arbeitete drei Nächte die Woche, manchmal auch vier. Begann zu sparen. Besorgte Mercedes ein paar Klamotten, die noch nicht getragen waren,

eigene Schuhe, brandneu. Kaufte meiner Mami einen Pulli, und jede Woche neue Zeitschriften. Zur Bank brachte ich nichts, denn ich kenn mich aus mit Weißen und ihren Banken. Ich versteckte das Geld. Wo Alberto niemals nachsehen würde. Wo niemand nachsehen würde. Ein paar Monate, ein paar mehr. Machte ordentlich Geld, trotzdem tat's weh. Und veränderte mich. Machte mich hart und kalt, so, als gäb's mich gar nicht mehr. Eines von den Mädels gab mir bisschen Crack zum Rauchen, und es half. Also rauchte ich mehr davon. Und es half. Mehr als jede Dusche. Aber wenn die Wirkung erst mal nachließ, tat's umso mehr weh, also zog ich mir noch mehr rein. Schief und arbeitete und schoss mich ab. Fing an, Sachen zu machen, die ich niemals zuvor getan hätte, weil's mir nichts mehr ausmachte, tat sowieso schon alles weh. Und machte noch mehr Geld. Als ich nachts mal wieder am Arbeiten war, kam Ben rein und eins von den Mädels meinte so grinsend: Guck mal, wer da ist. Und ich fragte, was mit dem sein soll, und sie meinte, er wäre leichte Beute. Würde hier reinkommen, mit seinem Gehaltsscheck rumwedeln und sich besaufen und alles verpulvern. Ich sagte: Der wohnt bei mir im Haus, und dass ich den übernehme. Sie zeterte über eine Minute rum, bis ich sagte, wie weit ich gehen würde. Ich gab zu viel Geld aus und brauchte mehr. Mami kränkelte, und Mercedes kränkelte, und ich musste sie dringend zum Arzt kriegen und ich hatte nun mal keine Versicherung. Und ich brauchte mehr.

Ich stellte mich zu ihm. Er war schon total dicht.

Er grinste und sagte: Hi, und ich sagte: Hey, Baby, nett dich hier zu sehen. Fragte ihn gar nicht groß, nahm einfach seine Hand. Führte ihn ins Hinterzimmer und legte los, so, wie die ganzen Typen das eben wollten, und flüsterte in sein Ohr, was wir zu Hause alles so veranstalten könnten, jetzt wo ich wusste, was für ein Typ er war. Von wegen, dass ich seinen Schwanz lutschen wollte und er mich ficken sollte, dass ich's ihm so richtig besorgen würde, dass ich schon allein beim Gedanken daran so was von feucht wurde. Und bestellte noch mehr Drinks und füllte ihn ab. Gnadenlos. Und er ließ es geschehen. War unersättlich. Und nach einer Stunde war er alle. Genau wie sein Geld. Und ich fühlte mich mies, weil ich ihn ja kannte und wusste, er war okay. Nur traurig. Einsam und allein, ganz allein in dieser Wohnung,

wo sonst keiner wohnen wollte, mit seinem Fernseher und seinen Spielen und seinen Pizzakartons und Suppendosen und seinem Müll und seiner traurigen Matratze und seinem ekligen Badezimmer. Mehr gab's über ihn nicht zu sagen. Er ist einfach eingeknickt, da auf dem Stuhl, mit meinem Arsch zwischen seinen Beinen.

Die Rausschmeißer kamen und schleppten ihn weg. Er hatte weder Perso noch Führerschein oder Kreditkarte dabei. Nichts mit Namen oder Anschrift oder so. Ich sagte: Er ist mein Nachbar und dass ich wusste, wo er wohnte. Sie waren drauf und dran, ihn auf die Straße zu werfen, ihn in der Gosse liegen und seinem Schicksal zu überlassen. War sicher nicht das erste Mal. Ich sagte, ich könnte ihn nach Hause bringen. Nachdem ich ihm alles, was er besaß, abgenommen hatte, dachte ich, das wäre das Mindeste. Wir hielten ein Taxi an und legten ihn auf dem Rücksitz schlafen. Ich saß neben ihm. Er schnarchte wie ein Baby.

Und als wir zu Hause ankamen, half mir der Fahrer, ihn aus dem Taxi zu bekommen. Und ich schleppte ihn weiter ins Haus und in den Fahrstuhl. Schleppte ihn den ganzen Hausflur runter, bis vor seine Tür. Da ließ ich ihn liegen. Und ging dann noch mal raus, mich wegschießen. Kaufte mir ein bisschen was von seinem Geld. Und als ich später nach Hause kam, lag er noch immer da.

Zwei Tage später traf ich ihn wieder. Er kam in seiner Uniform nach Hause und ich wollte gerade zur Arbeit. Wir sagten beide nichts. Ich war mir nicht mal sicher, ob er sich überhaupt erinnerte. Guckte nur traurig und nervös wie immer. Und als ich ihn dann, nach langer Zeit, wiedersah, war er nicht mehr derselbe. War verändert. Verwandelt. Jemand ganz anderer. Erst konnte ich es nicht glauben. Und dann glaubte ich. Ich glaubte. Ich glaubte.

CHARLES

Als ich ihn traf, tat er mir leid. Er kam auf die Baustelle, um sich bei mir um einen Job als Aufseher zu bewerben. Bei uns waren jeweils zwei Typen beschäftigt, die in Zwölfstunden-Schichten arbeiteten. Es gab Typen für unter der Woche und welche fürs Wochenende. Ein Scheißjob. Man musste auf der Baustelle herumgehen und war stundenlang auf den Beinen.

Es gab keine Aufseherkabine. Wenn's eine gibt, sitzen die Aufseher ständig drin. Sie kaufen sich kleine Fernseher und trinken den ganzen Tag Kaffee. Machen Nickerchen. Aber das hier war eine heikle Baustelle. In einer Gegend, wo das höchste Gebäude zwölf Stockwerke hatte, zogen wir eins mit vierzig hoch. Es hatte einigen Widerstand bei den Anwohnern gegeben. Ein paar Proteste, eine große Petition.

Ich brauchte Leute, die bereit waren zu arbeiten.

Um die Sicherheit auf der Baustelle zu gewährleisten. Die sind schwieriger zu finden als man glaubt.

Die meisten erwarten sich was für null Leistung.

Sie erwarten, dass alles immer leicht ist. Wenn ein Job schwierig wird, wollen sie mehr Geld, mehr Freizeit, sie beschweren sich bei den Gewerkschaftsvertretern und versuchen, die Bedingungen neu auszuhandeln. So kannst du nicht arbeiten. Das Leben ist hart.

Von nichts kommt nichts. Ich würde auch lieber zu Hause sitzen und alle zwei Wochen dafür einen Scheck kassieren, dass ich Baseball schaue und Zeit mit meinen Kindern verbringe. Aber so läuft's nun mal nicht. Man muss für alles auf der Welt arbeiten. Für jedes kleinste bisschen musst du beißen und

kratzen und kämpfen. Und es wird niemals leichter. Niemals. Und es geht immer so weiter, bis du stirbst. Und dann ist es egal. Find dich damit ab. So ist es nun mal auf der Welt. Du kämpfst und strengst dich an und reißt dir den Arsch auf und am Ende bist du tot. Damit musst du dich abfinden.

Er kam zu mir mit seinem Lebenslauf. Darin stand, er sei Ben Jones, dreißig Jahre alt. Er trug ein Hemd mit dem Logo einer Sicherheitsfirma drauf. Mein erster Eindruck war, dass er ein sehr eifriger, sehr aufgeregter, sehr nervöser Mensch war. Seine Hand zitterte, als ich sie schüttelte. Seine Lippen zuckten. Abgesehen von den biografischen Angaben und einem achtwöchigen Kurs bei der Sicherheitsfirma, der ihn für den Job qualifizierte, war der Lebenslauf leer. Ich fragte ihn, wo er herkam, und er sagte: Brooklyn. Ich fragte ihn, ob er auf dem College gewesen sei. Er sagte: Nein. Ich fragte ihn, wann er von zu Hause fortgegangen sei, und er antwortete: Mit vierzehn.

Ich sagte ihm, dass er jung wirkte, und er zuckte die Schultern, darauf fragte ich, was er in den letzten sechzehn Jahren getan hätte, und da passierte irgendwas mit ihm, eine Veränderung, nur ganz leicht, aber in seinen Augen war plötzlich etwas sehr Trauriges, sehr Einsames. Es war nur für eine Sekunde da und normalerweise würde ich so was gar nicht bemerken oder mich darum scheren, aber es war wirklich auffällig und er blickte für einen Moment auf seine Füße. Dann sah er auf und sagte: Ich habe schwere Zeiten hinter mir. Ich bin bereit zu arbeiten. Ich verspreche Ihnen, dass ich Ihr bester Mann sein werde. Ich versprech's. Das war's. Mehr hatte er nicht anzubieten und ich drang auch nicht weiter auf ihn ein. Ich dachte mir nur: Scheiße, sechzehn Jahre, was zum Teufel hat dieser Typ die ganze Zeit getan?

Ich muss auch heute noch dauernd daran denken, was er wohl getan hat. Und wegen dem kurzen Augenblick, wo er so unglaublich traurig und einsam ausgesehen hat, stelle ich mir vor, dass es, egal was es war, egal wo es war, wirklich, wirklich schrecklich gewesen sein muss.

Also hab ich ihm den Job gegeben. Er war sehr aufgereggt. Wie ein kleines Kind zu Weihnachten. Hat gegrinst, breit, übers ganze Gesicht. Er sagte

ungefähr fünfzig Mal: Vielen Dank. Und schüttelte immer wieder meine Hand. Es war witzig und auch sehr liebenswert. Es war ja nicht so, als hätte er im Lotto gewonnen. Er bekam gerade mal Mindestlohn dafür, zwölf Stunden am Tag auf einer Baustelle herumzugehen.

Ich habe ihn für fünf Tage pro Woche angestellt. Hab mir gedacht, das ist das Beste. Dass er vielleicht stolz wäre, diese Position zu haben. Und das war er auch. Es zeigte sich darin, wie er seinen Job machte. Er kam immer pünktlich. Seine Uniform war immer sauber. Er versuchte nie seine Pausen zu strecken. Er beklagte sich nie. Die Art, wie so ein Gebäude errichtet wird, schien ihn zu faszinieren: die Pfahlgründung, die Fundamentlegung, die Konstruktion des Stahlskeletts. Er fragte die Leute immer, was sie gerade taten oder warum sie es auf eine bestimmte Weise taten. Er hörte ihren Erklärungen sehr aufmerksam zu, fast so als würde er später darüber abgefragt werden. Er war allgemein der fröhlichste Aufseher, den ich je unter Vertrag hatte, und er wurde so etwas wie das Baustellenmaskottchen. Jeder mochte ihn und hatte ihn gern in seiner Nähe. Er wusste die Namen von allen Arbeitern und grüßte am Morgen jeden einzelnen und sagte am Abend: Auf Wiedersehen. Es gab nur zwei Sachen, die irgendwie merkwürdig waren, aber ich kümmerte mich nicht weiter darum, da er ein guter Arbeiter war und außerdem so fröhlich wirkte. Die Erste geschah gleich nachdem er seinen ersten Lohnscheck erhielt. Da kam er zu mir und änderte die Anschrift in seiner Akte zu irgendeiner Adresse in der Bronx. Vorher hatte er eine in Queens angegeben.

Ich weiß nicht warum, aber ich war neugierig und schaute die Adresse in Queens nach. Es war eine dieser staatlichen Einrichtungen, wo man vorübergehend unterkommen kann, wenn man gerade frisch aus dem Gefängnis, aus der Entzugsklinik, aus dem Obdachlosenheim oder der Psychiatrie kommt. Ich wollte eigentlich mehr darüber in Erfahrung bringen, aber ich hatte andere Dinge zu tun und außerdem schien es Ben gut zu gehen. Die zweite Sache passierte eines Tages während der Mittagspause. Ich hatte einen Arzttermin, und auf dem Weg zur U-Bahn sah ich Ben auf einer Bank sitzen, ein paar Blocks von der Baustelle entfernt. Er weinte. Es war mitten am Tag und er hatte zuvor noch ganz normal gewirkt. Ich stutzte,

weil ich nicht glauben konnte, dass er es wirklich war. Aber er war's. Saß da auf einer Bank mit dem Gesicht in den Händen und schluchzte.

Der Tag, an dem der Unfall passierte, war ein wunderschöner Frühlingstag. Viel Sonne, keine Wolken, leichter Wind, etwa 25 Grad. Ein perfekter Tag, wo man ein derartiges Desaster sicher nicht erwartet.

Ich hatte nie einen schweren Unfall auf einer meiner Baustellen gehabt und darauf war ich immer stolz gewesen. Ich fand, kein Gebäude auf der Welt war es wert, dass man Menschenleben dafür riskierte, und das sehe ich heute noch so. Sicherheit ist wichtiger als Geschwindigkeit. Sicherheit ist wichtiger als alles andere. Das war einer der Gründe, warum ich angestellt worden war. Weil das Bauvorhaben eben einige Kontroversen bei den Anwohnern verursacht hatte, und so viele Leute dagegen waren. Der Bauunternehmer konnte es sich nicht leisten, dass irgendetwas schief ging. Unfälle sind ja die beste Waffe, die Community-Aktivisten gegen Bauunternehmer einsetzen können. Es ist ein schöner Gedanke, dass den Unternehmern die Sicherheit wichtig ist, aber leider ist das nicht so. Wie fast alle anderen Leute in Amerika sind sie einfach nur gierig. Sie denken an ihr Geld – und Aktivisten mit Waffen kosten sie Geld. Mein Job war es, das Budget und den Zeitplan einzuhalten und für Sicherheit auf der Baustelle zu sorgen.

Der Skelettbau war fertig. Der Stahlrahmen des Gebäudes, vierzig Stockwerke hoch. Wir setzten die Fensterscheiben ein, drei mal drei Meter, außen verspiegelt. Die ersten dreiunddreißig Stockwerke hatten wir ohne Probleme erledigt und waren am vierunddreißigsten. Wir haben immer sieben Fensterscheiben auf einmal eingesetzt. Haben sie zusammengebunden, abgesichert, an einem Draht befestigt und dann mit dem Kran nach oben gebracht. Ich hatte das buchstäblich tausende Male getan, auf verschiedenen Baustellen, und nie hatte es irgendwelche Probleme gegeben.

Ich weiß nicht, was verdammt noch mal schief gelaufen ist. Weiß es bis heute nicht. Wir hatten Sachverständige vom Stadtbauamt, staatliche

Untersuchungsbeamte und auch Leute von der Versicherungsfirma da, die sich die Drahtvorrichtung angeschaut haben, aber niemand wusste, woran's lag. Bis heute steht in den Akten: Ursache unbekannt. Ich könnte sie anrufen und ihnen sagen, dass es egal ist, was wir an dem Tag getan haben, dass keine Vorrichtung der Welt das Glas gehalten hätte, dass andere Kräfte am Werk waren, stärker als jede Stadt, jeder Staat oder jede Versicherungsfirma, aber die würden mich nur für verrückt halten. Und manchmal frage ich mich, ob ich's nicht vielleicht bin. Aber das ist eben Teil des Glaubens. An etwas zu glauben, egal, was die Leute sagen oder was die Welt von deinem Glauben denken mag.

Ich stand unten am Boden, gleich neben unserem Container am Rand des Gehsteigs. Ich hatte ein Klemmbrett in der Hand und ging mit einem unserer Buchhalter einige Zahlen in der Budgetaufstellung durch. Bevor eine größere Ladung rausgeschickt wird, ertönt immer eine Signalhupe – so auch diesmal. Ich schaute nach oben und sah, wie die Scheiben langsam in die Höhe stiegen. Wir halten immer den Verkehr an, wenn die Scheiben hochgehen, also waren keine Autos auf der Straße. Die meisten Arbeiter standen herum und redeten miteinander, wie immer, wenn die Arbeit unterbrochen wurde. Ben stand am Rand der Baustelle und behielt die Straße im Blick, um jeden, der unsere Schranke umfahren wollte, aufzuhalten. Normalerweise hätte ich mich wieder den Zahlen gewidmet. Aber ich fühlte etwas, etwas Unausweichliches. Wenn man irgendwie das Schicksal spüren kann, das Verhängnis, oder die Kraft der Zukunft, dann spürte ich es, buchstäblich. Und deshalb sah ich hin. Ich konnte gar nicht anders.

Die Scheiben stiegen weiter nach oben und schwangen ein paar Meter hin und her, was bei dem Gewicht ganz normal ist. Der Kran funktionierte einwandfrei. Ebenso die Verdrahtung. Die Scheiben steckten in Holzkisten, die mit Eisennägeln verschlossen waren. Wir hatten schon hunderte von ihnen hochgezogen und eingebaut. Es war keine große Sache. Einfach Teil unserer Routine. Niemand schaute hin, ich bin der einzige, der es gesehen hat. Ich habe gesehen, wie die Nägel aus der Holzkiste rutschten. Ich habe gesehen, wie die Rückseite der Kiste sich löste. Wie die Kiste sich zur Seite

neigte. Ich habe gesehen, wie die Fensterscheibe rausfiel. Eine drei mal drei Meter große Scheibe. Die vielleicht eine halbe Tonne wiegt. Ich habe sie fallen sehen.

Sie traf ihn am Hinterkopf und zerbrach. Der Aufschlag war laut, eine Explosion von Glas. Er wurde niedergestreckt. Klappte in sich zusammen. Alles hielt inne, jeder schaute sich um. Dann kam dieser Augenblick, ein grauenhaft in die Länge gezogener Augenblick von Stille, von niemals endender Stille. Dann fingen alle zu schreien an. Ich ließ mein Klemmbrett fallen und lief zu ihm hin. Im Laufen nahm ich mein Telefon aus der Tasche und tippte die Nummer vom Notruf. Unmöglich, dass er das überlebt hatte. Ich sagte dem Mann, der sich meldete, dass ein Mann auf meiner Baustelle gerade tödlich verunglückt sei, und gab ihm die Adresse. Schon im Näherkommen konnte ich das Blut sehen. Es war alles voll damit. Und überall Glassplitter. Alles, was ich hörte, war Geschrei. Leute sprangen aus ihren Autos, rannten umher, riefen den Notarzt. Und über mir sah ich für einen kurzen Augenblick, wie die restlichen Fensterscheiben in das vierunddreißigste Stockwerk gezogen wurden. Es war unerklärlich, warum eine davon heruntergefallen war.

Als ich zu ihm kam, war ich mir absolut sicher, dass er tot war. Sein Hinterkopf war zerquetscht. Blut quoll heraus und noch etwas anderes, das wohl Gehirnmasse war. In seinem ganzen Körper steckten Glassplitter. Er war buchstäblich zerfetzt worden, Blut floss aus seinen Armen, seinen Beinen, seiner Brust, seinem Bauch, seinem Gesicht. Scheiße, es war wirklich überall. Ich konnte ihn nicht einmal mehr richtig erkennen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Sollte ich ihn berühren, ihn bewegen, versuchen, das Glas aus seinem Körper zu ziehen? Die Blutung hätte man mit einer Kompresse nicht zum Stoppen gebracht, auch nicht mit zehn Kompressen oder fünfzig Kompressen. Und ich glaubte nicht an Gott, also konnte ich auch nicht beten. Ich wartete einfach auf irgendjemanden, der mir sagte, was ich tun sollte.

Leute sammelten sich um die Unglücksstelle. Die anderen Arbeiter versuchten, sie zurückzuhalten. Sirenen in der Ferne. Ein paar am Boden kniende Frauen, die einen Gebetskreis bildeten. Immer noch Geschrei. Als die Leute näherkamen und sahen, was ich sah, wandten sie sich ab, bedeckten ihre Augen, einige übergaben sich. Und das Blut floss weiter. Ich kniete neben ihm und es rann um meine Beine, durchtränkte meine Hose. Ich nahm zwei seiner Finger, die frei von Splintern waren, und versuchte, mit ihm zu reden. Ich wusste nicht, ob er mich hören konnte. Falls er es konnte, dachte ich, würde es ihm vielleicht helfen, ihn ablenken, ihm beim Sterben ein wenig Trost spenden. Niemand möchte allein sterben, obwohl es natürlich am Ende immer darauf hinausläuft. Auch wenn wir uns gern einreden, dass es nicht so ist. Ich dachte, meine Stimme könnte es ihm vielleicht leichter machen. Ihn beruhigen, seine Angst lindern. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie verstört und verängstigt er gewesen sein muss, das heißt, falls er überhaupt noch was mitgekriegt hat. Ich sagte ihm, dass Hilfe unterwegs sei und dass er wieder gesund werden würde. Als ich das sagte, musste ich mich fast übergeben. Ich konnte sein Gehirn durch die zerstörte Schädeldecke sehen. Wirklich, sein Gehirn. Ich hielt diese zwei Finger von ihm in der Hand und sah, wie er langsam verblutete.

Ein Rettungswagen traf ein. Die Menge teilte sich und zwei Sanitäter kamen mit einer Trage zu uns. Ich hörte, wie einer von ihnen Jesus fucking Christ! sagte, als er Ben sah, und der andere meinte: Keine Chance, dass der überlebt. Sie stellten ihre Taschen hin und begannen mit ihrer Arbeit. Sie untersuchten ihn, aber schienen gar nicht zu wissen, wo sie anfangen sollten. Einer fragte mich, was passiert sei, und ich erzählte ihm, dass eine Fensterscheibe auf ihn gefallen sei.

Sie nahmen seinen Puls und besprachen die weitere Vorgehensweise: das Glas bleibt drin, er kommt mit wie er ist, soll der Chirurg sich um ihn kümmern, wenn er dann überhaupt noch am Leben ist. Sein Puls war noch da, die Sanitäter wirkten schockiert.

Sie stellten die Trage auf den Boden und baten mich, zurückzutreten. Einer nahm Bens Oberkörper, der andere seine Beine. Sie hoben ihn auf das

saubere, weiße Laken. Blut, das aus seinem Körper floss, tropfte auf die Trage, auf den Boden. Sie gingen zurück zum Rettungswagen und ich folgte ihnen.

Sie fragten mich nach seinem Namen, ich nannte ihn. Sie fragten mich, woher er käme, ich sagte: Aus der Bronx. Sie hoben ihn in den Rettungswagen. Ich fragte, ob ich mitkommen dürfe, da ich ja sein Vorgesetzter und dies hier meine Baustelle war. Sie sagten: Okay, steigen Sie ein. Und machten die Türen zu.

Ich saß auf der Bank neben der Tür. Einer fuhr, der andere kümmerte sich um Ben. Er legte ihm die Drähte für den Herzmonitor um und musste dabei den Glassplittern ausweichen, die aus seiner Brust ragten. Er schaltete das Gerät ein und versuchte, die Blutungen an den Stellen, wo kein Glas drin steckte, zu stillen, aber es gab so viele davon, dass es beinahe zwecklos war. Der Herzschlag setzte aus und der Sanitäter versuchte, Ben wiederzubeleben. Es funktionierte, sein Herz begann wieder zu schlagen. Ich weiß nicht, wie lang wir in dem Rettungswagen waren.

Es fühlte sich an wie zehn Sekunden oder auch wie zehn Stunden, und Bens Herz blieb vier oder fünf Mal stehen. Er starb vier oder fünf Mal in diesem Rettungswagen und der Sanitäter brachte ihn jedes Mal zurück. Etwas brachte ihn jedes Mal zurück.

Einmal blieb sein Herz stehen und der Sanitäter tat nichts. Starrte ihn nur an und schüttelte den Kopf. Ich machte ihm keinen Vorwurf deswegen. Der Kampf schien aussichtslos. Zehn Sekunden vergingen, vielleicht zwanzig, es kam mir ewig vor. Ich schaute auf Ben, oder das, was von ihm übrig war, und versuchte zu verstehen, was zum Teufel noch mal schiefgelaufen war, wie das alles hatte passieren können. Ich begann ihm zu sagen, wie leid es mir täte, als hätten Entschuldigungen an einen toten Mann noch einen Sinn. Aber so läuft es meistens – die Dinge, auf die's ankommt, sagen wir den Leuten erst dann, wenn's schon zu spät ist. Bevor die Worte aus meinem Mund kamen, registrierte der Herzmonitor wieder einen Puls.

Etwas brachte ihn immer wieder zurück. Etwas wollte ihn einfach nicht sterben lassen.

Wir kamen zum Krankenhaus und sie brachten Ben weg. Ich folgte ihnen in die Notaufnahme. Dort gab ich alle Informationen an, die benötigt wurden. Ich füllte alle Formulare aus, so gut ich konnte. Ich rief bei der Baustelle an und bat, jemand möge mir frische Sachen bringen, denn die, die ich trug, waren voller Blut. Jetzt trafen auch allmählich Leute von der Baustelle ein. Wir alle standen unter Schock.

Wir saßen da und redeten, konnten nicht glauben, was passiert war. Es war furchtbar. Ein paar Journalisten kamen und versuchten, uns zu interviewen. Niemand sagte ein Wort. Wir wussten, dass sie ohnehin schreiben würden, was sie wollten, ohne Rücksicht auf ihre sogenannten Moralvorstellungen und ihren angeblichen Glauben an die Wahrheit. Wir saßen einfach da und warteten darauf, dass man uns sagte, Ben sei gestorben. Wir nahmen an, dass es so war. Was im Rettungswagen passiert war, tat ich zu der Zeit als Zufall ab.

Noch mehr Männer von der Baustelle trafen ein.

Der Kranführer und der Fensterinstallateur kamen. Man sah ihnen an, wie tief sie getroffen waren.

Ich setzte mich zu ihnen, fragte sie, was passiert sei. Sie wussten es nicht. Sie meinten, die Holzkiste sei heil. Es sei unverständlich, wie und warum die Fensterscheibe herausgefallen sei. Ich sagte ihnen, ich hätte gesehen, wie zuerst die Nägel und dann die Rückseite der Holzkiste heruntergefallen seien. Sie sagten, das sei unmöglich. Die Kiste sei mit Klebeband gesichert, das in der Fabrik angebracht worden sei. Und das Klebeband sei nicht durchtrennt. Aber die Kiste sei leer. Sie hätten es am Gewicht gemerkt. Obwohl die Kiste nie geöffnet worden sei. Ich dachte, die versuchen nur ihren Arsch zu retten. Irgendjemand hatte Scheiße gebaut und wollte nicht die Verantwortung für den Tod eines Mannes übernehmen. Letztendlich hätte sowieso ich die Verantwortung getragen. Aber es stellte sich heraus, dass sie recht hatten. Die Kiste war versiegelt und leer. Alle

Untersuchungsbeamten stimmten darin überein. Die Kiste war verdammt noch mal versiegelt. Wie die Scheibe herausfiel, wurde nie geklärt. Und Ben starb nicht. Irgendwie überlebte er. Mehr als das. Viel mehr. Etwas brachte ihn immer wieder zurück. Etwas wollte ihn nicht loslassen. Etwas oder jemand oder was auch immer ließ ihn nicht sterben.

ALEXIS

Ich war gerade in der Pause, als der Patient reinkam, und sah mir mit einigen der Jungs, die in der Cafeteria arbeiten und ebenfalls Pause machten, ein Baseballspiel an. Es war ein Spiel der Yankees.

Ich liebe die Yankees, und obwohl mein Dienstplan mich davon abhält, mir so viele Spiele anzuschauen wie ich's gern täte, versuche ich während der Saison zwei oder drei pro Woche zu sehen, und in meinen Pausen schaue ich immer. Ich liebe die Systematik und Ordnung im Baseball, und ich weiß das Grundprinzip von Ursache und Wirkung des Spiels sehr zu schätzen. Als Chirurgin beruht mein ganzes Leben auf der Systematik des menschlichen Körpers, der Systematik des Krankenhauses und eines chirurgischen Teams, der Ordnung oder den Anordnungen, innerhalb derer diese Dinge funktionieren, und dem Grundprinzip von Ursache und Wirkung bei Trauma, Verletzung und den chirurgischen Versuchen, sie zu heilen. Auch wenn es oft chaotisch und anarchisch und spontan erscheint, so ist doch alles Leben System, Ordnung und Ursache und Wirkung. Und wenn man es noch so sehr versucht, es ist unmöglich, dem zu entkommen. Ich habe das schon in ziemlich jungen Jahren aufgegeben und entschieden, stattdessen mein Leben dem Dienst daran zu widmen.

Vorangemeldet war ein männlicher Weißer, Ende zwanzig oder Anfang dreißig, Polytrauma, schweres Schädel-Hirn-Trauma, massiver Blutverlust, und dann der ungewöhnliche Teil, das erste von den vielen ungewöhnlichen Vorkommnissen in Bezug auf Ben und seinen Fall: Hunderte von

Glasscherben, die in seinem Körper steckten. Ich bin ein Freak, was meinen Job angeht, und nach all den Jahren – damals war ich einundvierzig – bin ich immer noch aufgeregt, wenn ein Fall reinkommt, der sich irgendwie außergewöhnlich oder nach einer Herausforderung anhört. Seinerzeit verschwendete ich keinen Gedanken an den menschlichen Faktor, daran, dass jemand gerade etwas Entsetzliches erlebt hatte und Empfindungen und Emotionen durchlitt, die meinen eigenen Erfahrungsbereich weit überstiegen. Ich dachte nur an die damit verbundenen potenziellen medizinischen und technischen Herausforderungen. Durch Ben hat sich das geändert. Inzwischen beschäftigen sich viele meiner Gedanken mit dem menschlichen Aspekt der chirurgischen Praxis, was der Patient fühlt, was die Menschen fühlen, die den Patienten lieben, und wie ich auch in diesen Belangen helfen kann. Ich habe verstanden, dass sich unser ganzes Leben darum dreht, was wir in einem jeden Augenblick empfinden. Es gibt nichts Menschlicheres als Emotionen.

Ich stand auf, verabschiedete mich von den anderen Yankee fans und begab mich eilig zur Chirurgischen Aufnahme. Alle waren schon dabei, sich bereit zu machen, die Schwestern, die PJler, die Assistenzärzte, und ich war die Letzte, die eintraf. Da ich in meiner Position als Chefchirurgin eine Autorität bin, und ich wiederhole, das war bevor meine Erfahrung mit Ben mich verändert hat, sprach ich normalerweise zu diesem Zeitpunkt nicht mit den Leuten, mit denen ich arbeitete, außer ich benötigte etwas von ihnen oder musste einen spezifischen Aspekt des anstehenden Eingriffs mit ihnen besprechen, beides die Ausnahme. Während ich mich in der OP-Schleuse wusch und innerlich auf das vorbereitete, was auch immer da käme, schwieg ich.

Die Augenblicke, in denen ein Team auf einen Patienten wartet, können sehr angespannt sein. Man steht bereit. Auch wenn man eine generelle Vorstellung vom Zustand des Patienten hat, weiß man selten, wo die spezifischen medizinischen Probleme liegen, und man hat keine Ahnung, ob man zehn Minuten oder zehn Stunden im OP verbringen wird, wobei es

kaum irgendwas dazwischen gibt. Jeder Chirurg geht anders damit um. Ich stelle mir vor, ich sei Schlagmann in einem Baseballspiel, genauer: Im siebten Spiel der World Series, die Bases besetzt, bislang drei Balls zu zwei Strikes, drei Punkte Rückstand, am Ende des neunten Innings. Ich habe einen Schlag, mit dem ich entweder gewinne oder versage, und das Resultat hängt allein davon ab, was ich tue und wie ich agiere. Anders als im Baseball allerdings kann ich keinen Single, Double oder Triple erzielen, ich schlage entweder einen Homerun oder ich bin draußen, und der Patient lebt entweder oder stirbt.

Wie erwähnt war ich fasziniert und aufgeregt, und hatte keine Ahnung, wie ein Patient, dessen Körper mit Glasscherben gespickt war, aussehen würde, oder was ich zu tun hätte, um ihn überleben zu lassen. Wenn Rettungssanitäter mit einem kritischen Fall ins Krankenhaus kommen, werden sie von Aufnahmeärzten und Mitgliedern des Chirurgieteams in Empfang genommen, und es werden Informationen bezüglich des Patienten übergeben: Die Umstände der Verletzung, gegebenenfalls Besonderheiten während des Transports, eine vorläufige Diagnose, falls möglich. Ist die Übergabe vollzogen, wird der Patient in den Schockraum gebracht, wo ich und der Rest des Teams uns an die Arbeit machen. Das alles ist normalerweise ein ziemlich nahtloses Prozedere, und eines, das sich mit großer Regelmäßigkeit wiederholt.

Nicht so bei Ben. Die Sanitäter waren blutüberströmt, die Trage ebenfalls. Sie begannen den Unfallhergang zu beschreiben, und einer von ihnen wiederholte andauernd, was ich später selbst oft genug sagen würde, nämlich wie unmöglich es eigentlich sei, dass der Patient noch am Leben war. Die Ärzte und Schwestern, alle überaus erfahren und abgebrüht und nach Jahren in einer staatlichen New Yorker Notfallambulanz mit jeglichen Varianten von Horror und Blutbädern vertraut, waren vor Schock fast gelähmt, und eine der Schwestern musste sich übergeben. Jeder erwartete vom anderen Anweisungen, was nicht unbedingt überrascht. Schlichte, aber schwierige Antworten erwarten wir im Leben oft von anderen, obwohl wir

diese Antworten selbst kennen. Sie mussten ihn in den OP schaffen, und das möglichst schnell.

Einer von ihnen übernahm die Initiative und drängte die anderen zum Handeln, und sie setzten sich in Bewegung, mir und meinem Team entgegen. Wir können sie kommen hören, wenn sie den Patienten zum Schockraum bringen, wir hören die Räder der Trage, deren Quietschgeräusche, hören die Wortwechsel der Schwestern, hören manchmal die Patienten schreien, aufheulen oder stöhnen. Während sie näherkommen, werde ich normalerweise ruhiger, fokussierter, geistesgegenwärtiger, und die Zeit verlangsamt sich, so dass diese kurzen Momente unglaublich lang und friedvoll erscheinen. Manchmal wünsche ich mir, ich könnte für immer in diesem Zustand leben, und glaube, dass diejenigen, die Erleuchtung finden, Menschen wie Ben – obwohl er noch so viel mehr erkannt hat –, genau das tun.

Die Türen öffneten sich und er wurde in den Schockraum gerollt, und zum ersten Mal in meiner fünfzehnjährigen Karriere hörte ich jede der anwesenden Personen vernehmbar nach Luft schnappen. Es war ein surrealer, unfasslicher Anblick, wie etwas aus einem Hollywood-Horrorfilm, etwas, das nicht möglich sein sollte und nicht möglich ist, nur dass ich es direkt vor Augen hatte. Überall Blut. Überall riesige, tiefe Stichverletzungen. Als es hieß Glasscherben, hatte ich kleine Glassplitter erwartet, maximal vielleicht drei Zentimeter lang. Was in seinem Körper steckte, waren keine Splitter, sondern große Bruchstücke, einige bis zu 25 Zentimeter lang, einige bis zu 30 Zentimeter breit, und wir sahen ja nur, was über seiner Hautoberfläche sichtbar war. Die Rückseite seines Schädels war zerschmettert und es schienen Teile zu fehlen. Sein Gesicht konnten wir gar nicht erkennen, es war vollständig mit Blut bedeckt. Alles war vollständig mit Blut bedeckt.

Der erste Schritt bei der Behandlung jedes Trauma-Patienten ist die Stabilisierung. Tod durch Blutverlust war offensichtlich die dringlichste Sorge. Wenn ein Patient mehr als 40 Prozent seines Blutvolumens verloren